

Gastkolumne

Gut, gab es keinen Kanton Vorarlberg

Als die armen Nachbarn 1919 um Aufnahme in die Schweiz baten, reagierte der Bundesrat kühl. Das war herzlos und klug zugleich



Paul Widmer

Man stelle sich vor: Unmittelbar jenseits der Schweizer Grenze hungert ein Volk. Es ist vom Krieg zerstört und bittet, sich der Schweiz anschliessen zu dürfen. Der Bundesrat jedoch erklärt, er würde ein Anschlussbegehren nur prüfen, wenn sich das Volk in einem Plebiszit dafür ausspreche. Darauf wird dieses Volk befragt. Es spricht sich mit 81 Prozent für den Beitritt zur Schweiz aus. So geschehen vor hundert Jahren, am 11. Mai 1919 im Land Vorarlberg. Dennoch kam das Ländchen nie zur Schweiz. Warum nicht?

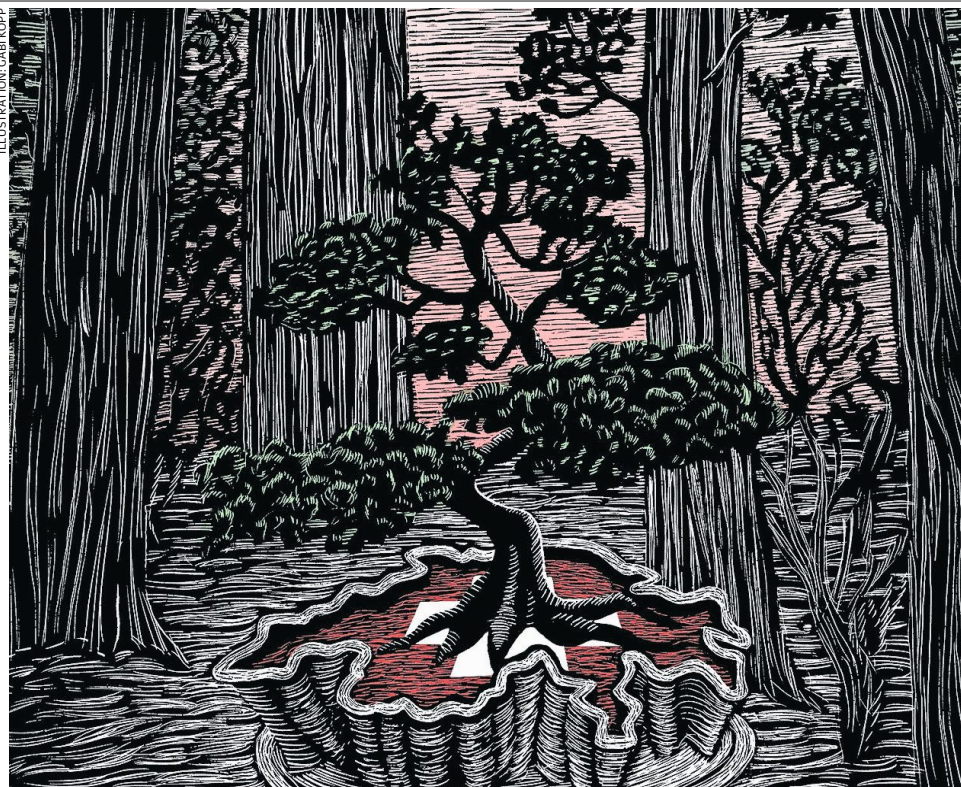
Vorerst muss man eine irrierte Ansicht korrigieren. Der Bundesrat hatte nicht, wie es oft heisst, das Gesuch abgelehnt. Richtig ist: Er reagierte kühl und schob die Antwort immer wieder hinaus. Er versuchte, das innenpolitische Mögliche mit der Entwicklung im internationalen Umfeld zu verzahnen. Schauen wir kurz, worauf er zu achten hatte.

Da war erstens das humanitäre Engagement. Natürlich war die kriegsverschonte Schweiz moralisch verpflichtet, einer darbenenden Bevölkerung vor ihrer Haustür zu helfen. Etliche Kreise, namentlich in Genf, plädierten aus diesem Grund für eine Aufnahme Vorarlbergs. Das war ehrenhaft, aber als Begründung nicht ausreichend. Zwar spendeten die Schweizer grosszügig für die

Vorarlberger Bevölkerung, auch unterstützte die Landesbehörde die junge Republik Österreich beim Wiederaufbau finanziell; doch nur aus humanitären Gründen liess sich der Bundesrat nicht auf Verhandlungen ein.

Da waren zweitens die nationalen Interessen. Ein neuer Kanton mit 150 000 alemannischen und katholischen Einwohnern hätte das innenpolitische Gleichgewicht in der Schweiz verschoben. So waren die Katholiken und die Deutschschweizer eher dafür, die Protestanten und die Welschen eher dagegen. Aber es gab viele Ausnahmen. An vorderster Front war ein Romand, der Freiburger Gonzague de Reynold, für die Aufnahme. Und im uneinigem Bundesrat stiess der Fürsprecher der Vorarlberger, der Bündner Protestant Felix Calonder, auf den entschiedenen Widerstand seines Aargauer Kollegen Edmund Schulthess, Protestant auch er. Der katholische Giuseppe Motta hingegen lavierte. Aber im Grunde war er, wie fast alle Tessiner, gegen die Aufnahme. Zu tief sass die Angst, eine Gebietserweiterung am Alpenrhein könnte den Appetit italienischer Irredentisten auf das Tessin erneut wecken. So fasste der Bundesrat einen wichtigen Entscheid: Eine Gebietserweiterung würde, wenn überhaupt, nur infrage kommen, falls die sprachlichen Minderheiten zustimmten. Der nationale Zusammenhalt wurde damit zum obersten Grundsatz erklärt.

Da war schliesslich das internationale Umfeld. Den Status von Vorarlberg konnten die Vorarlberger und die Schweizer nicht allein entscheiden. Das war nur im Rahmen der Pariser Friedenskonferenz möglich. Zwar gab es positive Anzeichen für eine Lösung. Der amerikanische Präsident Woodrow Wilson wollte Europa auf der Grundlage des



Wann je hat sich ein Staat derart taub gestellt, wenn es um die eigenen Vergrösserungsmöglichkeiten ging?

Selbstbestimmungsrechts der Völker neu ordnen. Darauf beriefen sich auch die Vorarlberger. Die Schweiz ihrerseits erklärte sich bereit, diesen Wunsch auf der Pariser Konferenz zu unterstützen. Doch daraus wurde nichts. Statt des Selbstbestimmungsrechts obsiegte das Diktat der Sieger. Dieses lautete: Vorarlberg muss, Selbstbestimmung hin oder her, bei Österreich bleiben. Damit erledigte sich das Aufnahmegesuch.

Der Bundesrat hat in der Vorarlberger Frage viel Verstand, aber wenig Herz bewiesen. Was sich am Alpenrhein zugetragen hatte, war dramatisch. Wann schon ist es vorgekommen, dass eine Region hartnäckig um Aufnahme in einen Staat gebeten hat, zu dem sie nie gehörte? Und wann je hat sich ein Staat derart taub gestellt, wenn es um die eigenen Vergrösserungsmöglichkeiten ging?

Dass der Bundesrat die Vorarlberger nicht mit offenen Armen empfing, war herzlos, dass er die verworrene Lage nach dem Krieg nicht zur eigenen Gebietserweiterung ausnützte, war klug, und dass er den nationalen Zusammenhalt zur Grundvoraussetzung erklärte, war weise.

Die Schweizer Bevölkerung wusste später dem Bundesrat die aussenpolitische Zurückhaltung zu danken, etwa 1940, als ein Kanton Vorarlberg die Gefahr einer deutschen Invasion wesentlich verschärft hätte. Das Verhalten im Fall Vorarlberg hält eine eindrückliche Lehre bereit: Aussenpolitische Selbstbeschränkung hat sich für die Schweiz stets gelohnt. Sie besteht darin, sich für das gute Recht und die eigene Unabhängigkeit einzusetzen, aber auch die realpolitischen Zwänge nicht ausser Acht zu lassen.

Paul Widmer war Diplomat und lehrte an der Uni St. Gallen internationale Beziehungen.

Medienkritik

Ibiza: Ein Prosit auf die freie Presse



Stephan Klapproth

Sie sehen sich als Saubermänner und stehen in abgesägten Schmutzhosen da: Europas Rechtspopulisten suchen nach Schadensbegrenzung, nachdem «Der Spiegel» und die «Süddeutsche Zeitung» Österreichs FPÖ-Vizekanzler Strache als wodka-seligen Regierungs-Verkäufer und Mächtigen-Pressemanipulator geoutet haben. Die Presse als vierte Macht: Österreichs schwarzer (aber in Koalitionsdingen wohl etwas blauäugiger) Jungkanzler hat den Blauen gekündigt.

Haben «Spiegel» und «SZ» richtig gehandelt? Was würde SRF in ähnlicher Lage tun? Wichtige und richtige Fragen. Doch die selbst ernannten Establishment-Drachentöter vom rechten Rand schicken sich an, mit asiatischer Kampftechnik ihren fallenden Helden noch Schwung zu entwinden - für neue Schläge aufs System. «Weltwoche»-Besitzer Roger Köppel orakelt dunkel, ob SRF-Chefredaktor Tristan Brenn bald den Schweizer Spitzenpolitikern die Ferienhäuser verwanzen wolle. Die Indizien sind spärlich, doch darf man jede Frage stellen. Verblüffender ist Köppels These, auf den helvetischen Ferienchalet-Tapes fände sich gewiss ebenso viel Schmutz wie auf Straches Ibiza-Film («Ibiza ist überall»).

Glaube ich nicht, ist für die medienpolitische Pointe aber egal. Mit geradezu köppelschem Pessimismus trauten die US-Gründerväter jedem Menschen totale Verführbarkeit zu. Und erfanden darum das beste Staatsmodell der Welt, wo jede Macht von einer anderen Macht institutionell kontrolliert wird. Dass ihr Held Donald Trump derzeit dieses Institutionenkunstwerk samt Presse sturmreif schießt, müsste korruptionsbesorgten Populisten zu denken geben. Wo doch die USA den Wert der Medien als vierte Gewalt abschliessend bewiesen haben nach Watergate: Selbst der Mächtigeste muss gehen, wenn Zeitungen zeigen, dass er mit allen Abwassern gewaschen ist.

Stephan Klapproth ist Ex-Newsanchor, Uni-Dozent und Kongressmoderator.

49 Prozent

Ein Tipp für Paare: Reden ist Silber, Joggen ist Gold



Patrick Imhasly

Der Morgen war regnerisch und unerfreulich kalt. Praktisch allein joggte ich am Sonntag vor zwei Wochen der Aare entlang. Die anderen Läuferinnen und Läufer, die sonst um diese Zeit auf dieser Strecke unterwegs sind, waren zu Hause geblieben - vermutlich noch erschöpft, aber glücklich, weil sie am Tag zuvor am Grand Prix von Bern die laut Eigenwerbung «schönsten zehn Meilen der Welt» hinter sich gebracht hatten.

Ich hatte nicht am GP teilgenommen, weil ich nicht der Typ für Laufveranstaltungen bin. Ich absolvierte lieber meine wöchentliche Strecke. Und dann dies: Schon nach wenigen hundert Metern streikten meine Muskeln, und in meinem Kopf setzte sich der

nagende Gedanke fest, dass ich es dieses Mal nicht schaffen würde.

Es tönt pathetisch, aber inzwischen weiss ich, warum ich an diesem Morgen nicht in den Flow gekommen bin: Ich war ohne meine Frau unterwegs. Ich bin ein selbständiger Mensch, aber wenn meine Frau und ich zusammen joggen gehen, fällt mir alles leichter. Ich laufe einfach los und habe während der ganzen Zeit das Gefühl, ich könnte noch viel schneller und weiter laufen. Es ist, als hätten wir ein stilles Abkommen, uns gegenseitig durch den Wald zu ziehen. Als Paar zu joggen, ist wie ein wöchentliches Zwiegespräch, man fühlt sich danach geläutert, entspannt und fokussiert - nur dass man nicht die ganze Zeit reden muss, um diesen Zustand höherer Ordnung zu erreichen.

Bis vor dreieinhalb Jahren hätte ich mir niemals vorstellen können, dass ich meine Sonntagmorgen mit Joggen verbringen würde. Anders als zum Beispiel Schwimmen oder Radfahren hatte diese Sportart für mich keinerlei Sex-Appeal. Ich fand Joggen bieder, langweilig und erst noch furchtbar anstrengend. Als ich mich dann aber während Ferien am Meer von meiner Frau zu ersten Lauf-

übungen verführen liess und schon nach dem vierten Mal leichtere Beine und einen ruhigeren Atem hatte, wollte ich mehr. Heute bin ich ein typischer Wohlfühljogger - ohne Stoppuhr unterwegs, dafür motiviert, einmal pro Woche meinen Puls in die Höhe zu treiben. Und immer noch erstaunt darüber, dass meine Frau und ich es schaffen, zusammen Sport zu machen.

Natürlich sollte ein joggendes Paar darauf achten, nicht in eine der klassischen Beziehungsfallen zu trampeln. Einmal haben wir den Fehler gemacht, uns während des Laufens über Pflichten im Haushalt zu unterhalten. Dieses Unterfangen ist leider in eine etwas unschöne Diskussion ausgeartet. Weil mir die Argumente ausgingen, rannte ich meiner Frau davon. Als ihr später Bekannte über den Weg liefen, erklärten diese erstaunt: «Wir haben eben deinen Mann gekreuzt!» Sehr wichtig auch: Als Mann sollte man sich gegen Ende des gemeinsamen Trainings zurückhalten - und nicht extra einen Spurt einlegen, nur um als Erster am Ziel zu sein. Das kommt schlecht an.

Männer haben ein grösseres Herz als Frauen, verfügen über mehr Lungenkapazi-



Ich bin ein selbständiger Mensch, aber wenn meine Frau und ich zusammen joggen gehen, fällt mir alles leichter.

tät und weisen einen geringeren Fettanteil im Körper auf. Dafür verfügen die Frauen über verschiedene andere Trümpfe, wie das kanadische Magazin «The Walrus» kürzlich aufgezeigt hat. Sie sind fokussierter und lassen nur selten eine Trainingseinheit aus. Sie wirken ausgleichend, denn je mehr Frauen an einem Marathon teilnehmen, desto kleiner werden die Unterschiede bei den Laufzeiten zwischen den Geschlechtern. Der Körper von Frauen ist resistenter gegen Müdigkeit als jener der Männer. Zudem pflegen sie oft eine viel intelligentere Laufökonomie: Frauen gehen einen Lauf gemächlich an, vermögen dafür die ganze Zeit den Rhythmus zu halten; Männer explodieren am Start und werden mit der Zeit immer langsamer.

Diese ganze Theorie erklärt zwei Dinge: Im Grossen, weshalb Frauen bei Ultramarathons, also bei sehr langen Laufdistanzen, häufig schneller sind als Männer. Und im Kleinen: Weshalb mir das Joggen mit meiner Frau dermassen guttut.

Patrick Imhasly ist Redaktor im Ressort Wissen der «NZZ am Sonntag».